

Zur Kulturgeschichte der Kirsche.

Die Kirsche ist trotz ihres scheinbar urdeutschen Namens fremdländischer Abstammung. Wie die Überlieferung erzählt, stammen die Ahnen der Kirsche aus Kleinasien. Der wegen seines Schlemmerlebens sprichwörtlich gewordene römische Feldherr Lucullus soll die Kirsche im Jahre 64 v. Chr. aus der Stadt Terasos an der pontischen Küste bei seinem Triumphzuge nach Italien gebracht haben. Sonderbar ist nur, daß Plutarch in seinem „Leben des Lucullus“ die Herkunft der Kirsche mit keinem Wort erwähnt. Man hat übrigens nachgewiesen, daß schon zur Zeit Alexanders des Großen in Kleinasien die Kirsche bekannt war. Theophrast, der griechische Philosoph erzählt in seiner „Naturgeschichte der Gewächse“, daß der Kirschbaum bereits im vierten Jahrhundert v. Chr. in Griechenland beliebt war. Fest steht jedenfalls, daß die beiden für die Kultur wichtigsten Formen, die saure und die süße Kirsche, nicht gleichzeitig nach Europa gelangt sind.

Die süße Kirsche ist, wie Pfahlbaureste zeigen, schon in vorgeschichtlicher Zeit, entweder durch den Menschen oder durch Vögel, lange Zeit vor den Römern in Europa verbreitet worden. So ist es wahrscheinlich, daß Lucullus zu den damals bekannten süßen Kirschenarten nur eine neue, besonders wohl-schmeckende Kulturform aus Kleinasien in Italien eingeführt hat. Wie viele andere Früchte, die durch die Römer nach den Ländern nördlich der Alpen verpflanzt wurden, gedieh auch die neu eingeführte Kirsche in Europa vortrefflich, und schon 120 Jahre nach Lucullus, zur Zeit des Plinius, wurden Kirschen in Gallien, an den Ufern des Rheins und im heutigen Belgien angebaut. Zur Zeit Karls des Großen hat man in Deutschland auf Anordnung des Kaisers der Anpflanzung von sauren und süßen Kirschen große Sorgfalt gewidmet.

Unübersehbar ist heute die Zahl der Spielarten der Kirsche, und die Früchte der einzelnen Sorten weisen eine so große Mannigfaltigkeit auf, daß man Versuche gemacht hat, sie nach Form und Beschaffenheit zu ordnen. In Deutschland hat das von dem Freiherrn von Truchseß im Jahre 1819 aufgestellte System Geltung gefunden, das etwa 50 Jahre später von Lucas in Neutlingen verbessert wurde. In diesem System wird die Reifezeit in Wochen angegeben, je nachdem die Sorte in der ersten, zweiten bis sechsten Woche der Reifezeit reift. Das System hat 12 Klassen, wonach u. a. rote, schwarze, bunte und gelbe Kirschen unterschieden werden. In Europa kennt man besonders die Herzförmige, die harthäutige Anorpeltische und die verschiedenen „Weichseln“. In Westeuropa besonders verbreitet ist die Felsen- oder Mahalebtkirsche, die aus dem Orient stammt. Mahaleb ist die ursprüngliche arabische Benennung des Gewächses, das im 16. Jahrhundert nach Westeuropa kam, und das hier wegen des Wohlgeruchs seines Holzes und namentlich seiner Rinde zu allerlei Speereien gebraucht wurde. In den Vogesen, besonders in der Nähe des Klosters der heiligen Lucie bei Michel, wird das Holz der Mahalebtkirsche zu Pfeifenrohren und Schnupftabakdosen verarbeitet. Große Kirschkulturen in Deutschland finden sich namentlich im Alten Land an der Elbe, nahe bei Hamburg, bei Erfurt und Lauchstädt, in ganz Hessen, im südlichen Nassau und an der Bergstraße. Auch in der Mark Brandenburg werden Kirschkulturen in großen Mengen angepflanzt. Im ganzen Deutschen Reich zählt man etwa 30 Millionen Kirschkulturen, wovon nahezu 13 Millionen auf Preußen entfallen.

Das Reich des Wissens

Inspektion durch Metallgeld. Die Verwendung des Papiergeldes im Zahlungsverkehr birgt, wie schon mehrfach nachgewiesen wurde, eine durchaus nicht zu unterschätzende Gefahr in sich, nämlich die Übertragung verschiedener Krankheiten durch Bakterien, die an dem beständig von Hand zu Hand gehenden Papier haften. Infolgedessen kann also Geld, namentlich dann, wenn es in den Mund genommen wird, und wenn die Bakterien auf diese Weise in den Verdauungskanal oder auch durch kleine Wunden in den Innentörper Eingang finden, zu einer sehr bösen Infektionsquelle werden. Nach bereits beobachteten Fällen kann auf diesem Wege besonders leicht auch Übertragung von Syphilis zustandekommen. Nun liegt natürlich die Frage nahe, ob und wie weit auch Metallgeld als Krankheitsüberträger in Betracht zu ziehen ist. Im allgemeinen hängt der Bakteriengehalt der einzelnen Geldsorten zum Teil von ihrem mehr oder weniger ausgedehnten Gebrauch, zum anderen Teil aber vor allem von ihrem Metall ab. Als die Kupfermünzen die häufigste Geldsorte darstellten, fanden sich auf dem Kupfergeld in der Regel die meisten Bakterien, und zwar hauptsächlich Tuberkulose- und Starrkrampfbakterien.

Gleichzeitig ist man indessen zur Feststellung gelangt, daß die Bakterienflora auf den Münzen nur eine sehr kurze Lebensdauer besitzt, da die Münzmetalle eine chemisch-giftige Wirkung auf die Bakterien ausüben. Den Beweis hierfür lieferten Versuche, die ergaben, daß sich um Kupfer-, Nickel- und Silbermünzen, die man auf bakterienreichen Nährboden gelegt hatte, unmittelbar ein bakterienfreier Hof bildete. Ferner zeigte sich, daß mit Cholera und Typhusbazillen infiziertes Wasser keimfrei wurde, wenn Kupferplatten hineingelegt wurden. Die Gefahr der Keimübertragung durch Geld läßt sich also sehr verringern, wenn die Münzen aus solchen Metallen hergestellt werden, die bakterienvernichtend wirken, wie Kupfer, Messing und Nickel. Papiergeld dagegen ist und bleibt ein sehr gefährlicher Überträger von Krankheitskeimen aller Art, weil die Lebensbedingungen für die Keime auf dem Papier wesentlich günstiger sind.

Im Vertrauen

Herzensgüte. Im Hasten und Jagen des Alltags, im Ringen und Kämpfen um Geld und äußerliche Ehren haben wir es schier verlernt, Idealen nachzustreben und ihren Wert richtig einzuschätzen. Was sind heute Ideale? Träume der unreifen Jugend, nur ein Ballast auf dem Weg zum Erfolg, der, wenn wir seines Gewichtes achten, uns niederzieht und verhindert, das lödende Ziel zu erreichen. Auch die Herzensgüte gehörte wohl einst zu unseren Idealen. Wir träumten davon, groß und gut zu sein, nicht, um mit unserer Güte den Beifall der Menge zu erringen, um unserer Güte willen gepriesen zu werden, sondern weil es uns Herzensbedürfnis sein sollte, weil wir anders nicht froh, zufrieden und glücklich zu sein glaubten. Die Güte bildete immer und ewig einen leuchtenden Stern in der Krone der Tugenden, die wir zu besitzen strebten. Aber es wurde anders. Der Traum zerfiel wie ein Phantasiegebilde, und an die Stelle der Tugenden, die nichts einbringen, traten irdischere Ziele des Lebenskampfes. Da wurden so zarte Gewächse wie die Herzensgüte überflüssig. Und doch: Das Gefühl für diese Güte ist uns nicht ganz verloren gegangen. Was erstreckt uns auf der Schaumbühne des Lebens, was begeistert uns in der bunten Scheinwelt der Bretter? Auch wenn wir selbst der Regungen der Herzensgüte bar sind, wenn nichts uns bewegen kann, aus unserer verstaubten Reserve hervorzutreten, wir können es nicht verhindern, daß wir innere Befriedigung verspüren bei Äußerungen der Herzensgüte, der edlen Größe anderer. Wir freuen uns einer fremden guten Tat, und wir würden eine unangenehme Empfindung haben, wenn jemand, von dem wir sie erwarteten, uns enttäuscht sollte. Und wenn ein Dieb oder ein Räuber in einer plötzlichen Anwandlung von Edelmut die Armut beschenkt, so verehrt ihm das in unsern Augen mildernde Umstände, wenn auch wir selbst jeder Betätigung der Herzensgüte ganz fernstehen. So bleibt die Güte die Herrscherin, auch wenn wir uns hoch und heilig verheißt haben, ihre Macht für unsere Person nicht anzuerkennen. ...

Wissen Sie schon?

Hummer lassen, ehe sie die Schalen abwerfen, die darunter befindlichen Weichteile möglichst einschrumpfen, indem sie ihnen die Feuchtigkeit entziehen. Nach dem Abwerfen schwellen die Scheren langsam wieder an.

In Japan spielt die Papierindustrie eine noch viel größere Rolle als bei uns; sie stellt dort Taschentücher, Kleider, Fächer, Sonnenschirme, Laternen, Fenster, Fensterrahmen, „Stroh“-hüte, eine Art Kunstleder, Bilder usw. her. Man hat sogar Särge aus gepreßter Papiermasse gefertigt.

Der Mensch mühte zu einer körperlichen Arbeit von 4,6 Pferdekraften fähig sein, um sich wie die Vögel mit eigener Kraft in die Luft emporzuheben; die größte dem Menschen erreichbare körperliche Leistung beträgt jedoch nur zwei Pferdestärken und ist nur für die Dauer einer halben Minute möglich.

Last und Lachen.

Ballgespräch: „Oh, mein Fräulein, wenn es wahr ist, daß wir Menschen von einem Affen abstammen, wie schön muß Ihr Affe gewesen sein.“

Ein Bauer kommt in die Stadt und läuft in einem Dro-gengeschäft Insektenpulver. „Ich habe hier noch etwas sehr Gutes für Fliegen“, sagt der Kaufmann, eine andere Essenz anpreisend, aber der Bauer erwidert: „Ne, wenn die Fliegen nicht essen, was auf den Tisch kommt, — extra laufe ich nichts für sie.“

Heiratskandidat: „Meiner zukünftigen Braut fehlen aber eine Menge Zähne.“ — Heiratsvermittler: „Seien Sie beruhigt, die Dame wird komplett geliefert.“

Unterhaltungs-Beilage

zum

Allgemeinen Anzeiger

und

Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 9.

Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf.

1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(9. Fortsetzung.)

Alle drei durchschritten den breiten, weit offenen Tor-eingang, kamen in einen langen Hausflur, gelangten dann in einen großen Hof, durchschritten einen zweiten überwöl-bten Eingang und standen bald vor einem freistehenden einstöckigen Hause, das in Holzriegeln ausgeführt war.

„Hier ist es“, sagte Grunau und drückte auf einen Klingelknopf, der sich seitwärts an dem eisenbeschlagenen eigenen Eingangstor befand.

Das Schellen der Klingel schien durch das ganze ein-stöckige Haus zu lärmern. Aber niemand öffnete, nichts rührte sich, drin blieb es ganz still.

„Er ist natürlich wieder nicht da“, sagte Frau Wanda enttäuscht. „Natürlich; und er wußte doch, daß wir jetzt kommen würden.“

„Das tut nichts“, bemerkte Grunau beschwichtigend, „ich habe ja einen Schlüssel. Ich mußte doch immerzu da sein, wenn die Leute die Sachen brachten.“

In der Tat zog er einen großen Schlüssel aus der Tasche und schloß das Tor auf. Doch ehe sie eintraten, sagte Grunau:

„Bitte, meine Damen, blicken Sie einmal durch das Kellerfenster in den Keller hinunter.“ Die Damen traten ein wenig zurück und Grunau erklärte: „Sehen Sie, da unten ist die Maschinenanlage: Ein Gasmotor und eine gewaltige Dynamomaschine und eine Riesebatterie Akkumulatoren — hat ein Heidegeld gekostet ... Aber Sie sollen mal die Flammen des elektrischen Ofens sehen — das reine Höllenfeuer.“

Nun endlich traten sie ein. Nach wenigen Schritten in einem kurzen Hausflur stieß Grunau wieder eine Tür auf, und beim Anblick des Raumes, der sich vor ihnen ausbreitete, blieben beide Damen überrascht an der Schwelle stehen.

Nur langsam gingen sie näher, wie in der Scheu, etwas zu zerbrechen oder von der Stelle zu rücken. Das glänzte und glitzerte und schimmerte an den Wänden von blankem, lachglänzendem Metall und sauber gereinigtem neuen Glas. Flaschen von eigentümlichen Formen mit sonderbaren ge-raden und gebogenen Hälften, Kolben, Retorten, Glas-röhren von verschiedenster Länge und allerlei Formen, kleinere und größere Reagenzgläser, Kochgläser, Trichter, Schalen aus Glas, Porzellan, Metall, verschiedene Wagen mit feinen Gewichten, eigentümliche Gasbrenner, die mit Schläuchen zur Gasleitung führten, eigenartig geformte Arbeitstische und Ofen — überall Instrumente und Apparate wie in der Werkstatt eines modernen Zauberers. Zwei Zimmer, durch hohe, breite Fenster hell beleuchtet, waren mit diesen Apparaten eingerichtet, und zwar in strengster Ordnung, so daß die kundige Hand mit dem ersten Griff finden konnte, was gesucht wurde.

„Das ist das chemische Laboratorium“, sagte Grunau erklärend. „Und nun“, sprach er weiter, indem er den Damen wieder voranging, „kommen wir erst in die wahre Teufelskammer.“

Man war in einen dritten Raum gelangt, der einen Eindruck in ein viertes Zimmer bot. Es waren weite

(Nachdruck verboten.)

Arbeitsräume, die man gut als Säle bezeichnen konnte. Außer den hohen Fenstern hatten sie auch Oberlicht, das, wie Grunau erklärte, vollständig zurückgeschoben und ge-öffnet werden konnte. In der Mitte des dritten Raumes befand sich ein eigentümlicher viereckiger Aufbau, zu dem mehrere auf dem Boden schleifende sehr starke, mit Gummi sorgfältig isolierte elektrische Leitungen führten.

„Das ist der Regentessel“, erklärte Grunau, „der elek-trische Ofen, aus dem die Wunder kommen.“

Allerlei elektrische Apparate an den Wänden und auf Tischen, Behälter von verschiedener Größe, ein weiterer Aufbau im vierten Raume und sonstige elektrische Vor-richtungen bildeten die Einrichtung dieses Laboratoriums, das selbst einem Fachmann manche Rätsel aufgeben und ihm Respekt einflößen mußte.

Die beiden Damen standen ehrfurchtsvoll und beinahe verängstigt zwischen diesen großen und kleinen schimmernden und blitzenden Apparaten, von denen jedes Stück ihnen als ein besonders dunkles Geheimnis erschien.

„Nun, was sagst du nun dazu, Elise?“ fragte Frau Marhold mit einem gewissen Stolz. „Nun tut es dir doch wohl nicht mehr leid, daß du mitgekommen bist.“

„Ja, wunderbar“, sagte Elise Zimmermann, ratlos um sich blickend. Aber ihr Ton war etwas kühl, trotz der Anerkennung, die sie ausgesprochen. Ihre Gedanken schienen nur in geringem Maße dieser technisch-wissenschaftlichen Werkstatt zu gehören.

Frau Wanda Marhold, in deren goldblondem Kopf die Einfälle sehr schnell wechselten, wandte sich wieder an ihren Vetter.

„Nun sind wir schon eine gute halbe Stunde hier und mein Herr Verlobter ist noch immer nicht zu sehen“, be-merkte sie sehr verdrießlich. „Wo dieser Mann nur sein mag?“

„Er hat ja noch immer mit den Vorbereitungen zu tun“, meinte Grunau wieder beschwichtigend. Und plötz-lich zuckte es in seinem nervösen Gesicht. „Ich glaube zu wissen, wo er ist“, sagte er lebhaft. „Vielleicht keine zwei Häuser von hier entfernt, in einer Instrumentenfabrik ... Ich will mal nachsehen.“

Und mit der ihm eigenen raschen Beweglichkeit ver-ließ er ohne weiteres das Laboratorium, und die beiden Frauen blieben allein zurück.

Während Frau Wanda nervös im Raume hin- und herging und von Zeit zu Zeit den Blick ihrer blauen Augen ohne besonderes Verständnis auf einen der Appa-rate richtete, hatte Elise auf einem Stuhl Platz genommen und sah düster und versunken vor sich hin.

Plötzlich blieb Wanda vor ihrer Freundin stehen, be-trachtete sie einen Moment forschend und sagte dann:

„Nun rede doch einmal, Elise, warum du immer nur Trübsal bläst. Wochenlang hat man dich nicht gesehen. Wenn ich dir nicht eine Sturmflut geschrieben hätte, wärest du wohl noch immer nicht zu mir gekommen. Ich höre von Bekannten, du hättest dich entlobt und wieder verlobt — das ist doch Unsinn, nicht wahr?“

„Nein, es ist kein Unfuss —“ antwortete Elfe in hartem Ton.

Wanda machte große Augen.

„Aber Elfe!“ rief sie erstaunt.

„Ja doch“, sagte Elfe in einer Art, die mit ihren Worten in Widerspruch stand, „ich bin glückliche Braut des Herrn Albert Lüdecke.“

„Lüdecke — so?“ widerholte Frau Wanda, und glückliche Braut... na, von Glück strahlst du gerade nicht... Dein Papa hat es gewollt, natürlich. Und da bist du ein gehorames Kind.“

Einige Sekunden herrschte Schweigen. Da sagte Elfe plötzlich:

„Ich habe gar keinen Grund, es zu bereuen. Du hättest an meiner Stelle das selbe getan.“

„Herr Lüdecke ist wohl sehr vermögend?“ fragte Wanda.

Elfe sprang ungeduldig, beinahe zornig von ihrem Sitze auf.

„Wie kannst du nur so was sagen, Wanda!“ rief sie fast weinerlich. „Du kennst mich doch und weißt, daß der gleichen für mich nicht wichtig ist... Und außerdem — ich muß es sagen... Liebe spielt hier nicht mit... ich fürchte, ich könnte meinen Verlobten nie lieb haben.“

Frau Wanda lachte. „Das gibt sich ja mit der Zeit“, bemerkte sie, „ich weiß das aus Erfahrung.“

„Nein! Niemals!“ sagte Elfe, „ich hätte es auch nie getan, wenn...“ sie hielt plötzlich inne.

In Frau Wanda Marhold war die Neugierde wach geworden. Da war gewiß etwas Interessantes, etwas Bräutliches zu erfahren.

Sie holte sich einen Stuhl heran, nötigte Elfe, wieder ihren Platz einzunehmen, setzte sich dann zu ihr mit einiger Umständlichkeit und fragte:

„Also, liebe Elfe, was hat der arme — wie heißt er nur gleich? Nichtig, Erich Hofer... ja; also was hat der arme Herr Hofer, den du doch liebst, wieder verbrochen?“

Elfe antwortete nicht sogleich. Zorn und Scham schienen ihre Worte zu erstickten. Aber schließlich erleichterte sie doch ihr bedrücktes Herz. Sie schilderte ihre Begegnung im Schauspielhaus und beschrieb mit einigem Zorn die Frau, die sie an seinem Arm gesehen hatte.

„Vielleicht war es seine Schwester oder irgendeine Verwandte“, suchte Frau Marhold einzuwenden.

„Er hat keine Schwester und keine Verwandten, ich weiß es bestimmt“, sagte Elfe. „Und mit Verwandten oder bloß bekannten Damen geht man nicht so intim, so zärtlich verschlungen, innig aneinander geschmiegt... im Theater, wo Hunderte von Menschen einen sehen.“ Und die Tränen rannen ihr in großen Tropfen aus den dunklen Augen.

„Armes Mädchen, du liebst ihn ja doch noch“, sagte Frau Wanda in jenem mitleidvollen Tone, dem man es anhörte, daß der Liebeskummer der Freundin, ihr nicht sehr tief zu Herzen ging. „Und hat er seitdem nichts von sich hören lassen?“

Er schrieb einen Brief, den Papa uneröffnet zurück-schickte“, antwortete Elfe wehmütig. „Dann war er alle Tage vor unserem Hause und ging stundenlang auf und ab; wahrscheinlich hoffte er, daß ich herunterkommen würde. Aber das werde ich doch nicht!“

„Und warum nicht?“ fragte Wanda lächelnd.

„Als die Braut des Herrn Lüdecke —“ antwortete sie mit einer Art Entrüstung.

„Dein Verlobter ist also für dich noch Herr Lüdecke“, bemerkte Wanda. „Weißt du, Elfe, ich werde dir etwas sagen. Du kannst ja gern einwenden, daß deine Angelegenheiten mich nichts angehen. Aber wir sind doch immer gute Freundinnen gewesen noch von der Schule her, wo ich freilich die Ältere war, und sind uns gegenseitig nie in den Weg gegangen. Also, ehe du dich so schnell verlobt hast, hättest du doch immerhin hören können, was dein Erich zu sagen hat.“

„Papa hat mich überumpelt. Er wollte ja auf alle Fälle, daß ich die Verlobung mit Erich auflöse.“

„Ein Mädchen darf sich nicht vom Papa Geheimrat überumpeln lassen“, bemerkte Frau Wanda weise. „Dein schöner Erich... ein hübscher Mann ist er, wenn auch nicht mein Geschmack... hat genug auf seinem Buckel zu tragen... er ist wirklich nicht zu beneiden. Und du kannst gar nicht wissen, wie die Sache zusammenhängt. Wenn er

alle Tage vor deinem Fenster Promenade macht, könntest du wirklich mal herunterkommen und hören, was er will. Das wird deinem neuen Verlobten gar nichts schaden.“

Elfe ließ den Kopf sinken und biß die Zähne zusammen. Frau Wanda aber sprang jetzt ungeduldig auf. Sie hatte sich nun genug mit fremden Angelegenheiten beschäftigt. Ihre eigene Sache ging ihr nun um so stärker zu Herzen.

„Nein, diese Männer!“ rief sie zornig. „Was sagst du nur zu meinem Verlobten, diesem gräßlichen Menschen, der nie Wort halten kann. Da warten wir und warten... na, wenn er kommt... er wird es zu hören kriegen!“

In diesem Moment aber ging vorn die Tür, rasche Schritte kamen näher, und mit harmlos lachendem Gesicht trat Karl Döring, gefolgt von Grunau, auf Wanda zu. Ihr die Hand entgegenstreckend.

„Nein, nein!“ rief Frau Wanda weinerlich, „rühr' mich nicht an! Ich will nichts mehr von dir wissen. Läßt mich und meine Freundin hier zwei Stunden warten. Es ist empörend! Beleidigend!“

„Aber Wanda, du liebst“, sagte Döring in weichem Tone, „frage nur Adolf. Ich konnte wirklich nicht. Ich mußte ja, Adolf war bei euch.“

„Aber, macht doch keine Geschichten“, sagte Grunau ungeduldig und mit nervösem Zucken im Gesicht. „Er wurde in der Fabrik aufgehalten... ich mußte es ja und habe ihn von dort geholt. Na, also...“

Inzwischen hatte Döring die Hand Wandas ergriffen, sie galant und zärtlich geküßt und die junge Frau ein wenig an sich gezogen. Sie konnte nicht wi dersehen, sie war verwöhnt.

Plötzlich kam ihr ein Gedanke.

„Aber ihr kennt euch ja noch gar nicht!“ rief sie. Und sie stellte vor:

„Mein Verlobter, Karl Döring —“

„Der größte Zauberkünstler des Jahrhunderts“, fügte Adolf Grunau hinzu.

Döring verbogte sich höflich und liebenswürdig, als Wanda den Namen Elfe nannte und sie als eine ihrer besten Freundinnen bezeichnete.

Mit dem scharfen, schnell prüfenden Blick der Frau betrachtete Elfe den Verlobten ihrer Freundin.

„Ein schöner Mann“, dachte sie, „aber —“

Für ihr „aber“ hatte sie jedoch keine Erklärung.

Nun übernahm Döring selbst die Führung durch die neu eingerichtete Werkstätte.

Er benannte die einzelnen Apparate und Instrumente und erklärte ihren Zweck und ihre Bestimmung, ohne freilich sonderlich aufmerksame Zuhörer zu finden.

Als sie aber in das dritte Zimmer gelangten, schritt Döring auf den Aufbau zu und sagte in lustig lehrhaftem Tone des humoristischen Erklärers:

„Hier, meine Damen, ist ein Ofen, ein elektrischer Ofen.“

„Da werden —“ fiel Grunau ein.

Doch Döring ließ ihn nicht ausprechen.

„Ich will ihn nur einen Augenblick heizen“, fuhr er fort, während er rasch einen oberen Teil abnahm und sofort mit schnellem Griff den elektrischen Strom einschaltete.

Eine gewaltige, die Augen heftig blendende Vogenflamme schlug weiß und zischend empor, daß beide Frauen erschreckt und aufschreiend zurückwichen.

„Und hier werden die Wunder geschaffen, auf die wir mit Spannung warten“, bemerkte Grunau.

„Lieber Adolf, Sie werden sich über die Wunder noch mehr wundern als Sie ahnen —“ sagte Döring lachend, nachdem er den Strom ausgeschaltet und den Oberbau wieder aufgesetzt hatte.

Drittes Kapitel.

Rasche weiße Wände in einem künftigen Raum, der durch ein hohes breites Fenster großes Licht erhielt. Ein großer Schreibtisch, mit Akten bedeckt, in der Nähe dieses Schreibtisches noch ein Tisch mit Schreibzeug und Papier, ein hoher Aktenschrank und einige Stühle an den Wänden — das bildete die Einrichtung des Zimmers, in dem der Untersuchungsrichter Weismann tagaus, tagein mit einem Gerichtsschreiber arbeitete.

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Sommerfrische.

Von Marie Stahl.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Als aber nun alles schlief und Frau Alma ganz allein war, überfiel sie Angst und Unruhe fast bis zur Verzweiflung. Es war längst acht Uhr vorbei und ihr Gatte kam nicht.

Sie hatte nach seinem Bureau geschickt und von dort den Bescheid erhalten, Herr Giesebrecht sei den ganzen Tag nicht dort gewesen, er sei verreist.

Was bedeutete das? Er hatte ihr gar nichts von einer beabsichtigten Reise geschrieben. Wie sollte sie sich seine und Augustens unerklärliche Abwesenheit zusammenreimen?

Sollte er — nein! und abermals nein! es war empörend, so etwas nur zu denken!

Dann saß sie stumm und starr lange auf einem Fleck und zerbrach sich den Kopf, ob nicht sein Benehmen in der jüngsten Vergangenheit dennoch einen Anhalt für den schrecklichen Verdacht böte. Sie hatte während des Strandaufenthaltes Romane von Heinz Tobote gelesen, und was sie dort in glücklicher Harmlosigkeit abschweiflich, übertrieben und gänzlich unglaublich nannte, fiel ihr jetzt mit beklemmender Angst als mögliche Wirklichkeit auf die Seele.

Wenn nun Tobote wirklich recht hat? wenn die Männer in Wahrheit alle „so“ sind?

Die schreckliche Einsamkeit der Nacht und ihre überreizten Nerven ließen sie endlich das Schlimmste für wahr halten.

Es war kein Zweifel mehr, sie war eine verrätene, betrogene, verlassene Frau! Kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie durchstöberte die ganze Wohnung, in ihres Mannes Zimmer war alles beim alten, alles lag und stand, als ob er es eben verlassen habe und morgen wiederkommen wolle, was sollte sie nur davon denken?

Qualvolle Bilder und Vorstellungen verfolgten sie die ganze Nacht.

Sollte denn alles Zug und Trug und Wahn gewesen sein, alle Liebe, alles Glück ihrer friedlichen Ehe? Und waren diese Vriese voll Sehnsucht nach ihr und den Kindern auch nur Lüge gewesen?

O Gott, wie konnte sie dann weiter leben, wie sollte sie den Mut finden, die Erinnerung an die Vergangenheit zu ertragen und der öden, freudlosen Zukunft entgegenzusehen?

An den Betten ihrer schlafenden Kinder weinte sie die halbe Nacht und jedesmal, wenn sie anfing von neuem die Wohnung zu durchsuchen, fand sie ein neues Unglück.

Trotz Naphthalin und Kampfer hatten die Motten Schlupfwinkel gefunden, um ihr Zerstörungswerk zu beginnen, denn die Berliner Motten sind schlimmer als wilde Raubtiere. Babys Wintermantel war angefressen und Papas schöner Wibertragen ließ Haare. Auguste hatte Blaubeeren eingelocht und dieselben unvorsichtigerweise in der Schrankkammer auf den Kleider-schrank gestellt. Die Blaubeeren hatten gegoren, waren übergelaufen und durch den Schrank gestört. Ihr bestes Seidenkleid, ein Geschenk des Gatten zu Babys Taufe, zeigte auf dem lachsfarbenen Vorderblatt eine ganze Straße von Heidelbeersaft. Trübselig betrachtete sie den Schaden.

Alles hin, alles! mag auch das Kleid hingehen! Sie würde es doch nicht mehr tragen!

Gegen Morgen war sie so erschöpft, daß sie sich ins Bett legte. Sie war eben in einen unruhigen Schlaf gefallen, als sie die Entreetür gehen hörte.

War das nicht der Schritt ihres Mannes?

Ja, er war es! Da stand er schon in der Schlafstubentür, im Reiseanzug, müde, übernächtigt und sehr verdrießlich.

Sprachlos starrte sie ihn an, die Frage erstarb ihr auf den Lippen.

„Na, da hast du einen schönen Geniestreich gemacht“, sagte er, „so was Dummes gibt's nicht mehr! Fahre ich gestern morgen ab nach Evinemünde, um euch zu überraschen und noch ein paar Tage mit euch Seeluft zu genießen und unterdessen kommt ihr hier an!“

Mit einem Zubehörschrei und einem krampfhaften Aufschluchzen flog sie ihrem Mann um den Hals. Nun war alles gut. Dieser sah sie ganz verblüfft an.

„Darüber freust du dich auch noch? Na, ich kann dir sagen, ich habe genug von der Reise. Aber was ist dir denn?“

„Ach, mein Gott, ich dachte ja — ich glaubte ja — ja, was sollte ich denn anderes denken — du warst fort, Auguste ist fort — kein Mensch weiß wohin — du hättest kein Wort geschrieben — die Wohnung leer — ich dachte ja — du seiest — du wärest — mit Auguste —“

„Durchgebrannt?“ schrie der Gatte laut auf, und gleich darauf fiel er in den nächsten Stuhl und brüllte vor Lachen.

Es dauerte lange, bis er wieder zu sich kam, aber dieser „Kapitalwitz“, wie er den fürchterlichen Verdacht seiner Frau nannte, hatte seine Laune vollständig wiederhergestellt. Das glückliche, wiedervereinigte Paar konnte sich nun nicht genug von den Fatalitäten und Schrecken der gegenseitigen mißglückten Überraschung erzählen.

Es stellte sich heraus, daß Auguste von ihrem Herrn Erlaubnis erhalten hatte, seine Abwesenheit zu einem Besuche über Sonntag bei ihren Eltern in Lichterfelde zu benutzen, und so war Frau Giesebrechts Depeche nicht in ihre Hände gelangt.

Als Frau Alma am folgenden Morgen im Kreise ihrer Familie am Frühstückstisch saß, war sie so beglückt, daß selbst das Motten- und das Blaubeerenunglück das Gleichgewicht ihrer Seele nicht stören konnte, aber beide Gatten schworen, sich nie wieder gegenseitig zu überraschen.

Alpenpost.

Der Dampfwagen auf blühenden Eisenschienen hat der Postkutschentromantik bis auf bescheidene Reste den Garauß gemacht. Nur wo außergewöhnliche Verhältnisse vorliegen, behauptet sich Schwager Postillon auch in unserer Zeit noch siegreich gegen seinen Vetter vom Flügelrad oder friedlich neben ihm. So in den Alpenländern.

Die großartigen Kunststraßen, die die Mauer der Alpenketten überwinden, haben längst ihren Güterverkehr an die Eisenbahnen abgegeben; gleichwohl sind sie nicht verödet und verlassen. Noch heute trägt die Post mit munterem Schellen-geläute Geschäfts- und Vergnügungsreisende über zahlreiche Pässe und Joche. Diese Alpenstraßen zeigen so deutlich wie kein andres Menschenwerk den Kampf des menschlichen Geistes mit der Natur. In Spirallinien schrauben sie sich, meist dem Laufe der Bergströme folgend, an scheinbar unübersteiglichen Felsabhängen empor und wölben Lawinenbrecher und Schutz-dächer über sich, damit sie nicht verschüttet werden. In klüftigen Bogen schwingen sich mächtige Brücken über grauenhaft wilde Schluchten; in hohen Wölbungen bohren sich anderwärts lange Tunnel durch den Felsen.

Eine Fahrt über einen Alpenpaß hat ihre eigenen Reize im Sommer wie im Winter. Im Sommer trifft der Vergnügungsreisende zahlreiche Gefährten im Eilwagen der Post; nicht allein das Innere, sondern auch der Wod und das Verdeck sind besetzt. In schnellem Trabe greifen die Rosse aus und schütteln bei jeder Bewegung die Schellen, mit denen ihr Geschirr verziert ist. An schwerbepackten Saumtieren, an langsamem Lastfuhrwerken vorüber geht die Fahrt; dann wieder an einer Herde vorbei, die im Staub der Straße wie in einer Wolke wandelt. Ist der Himmel heiter, die Luft klar, so genießt man die köstlichsten Ausblicke.

Ganz anders aber gestaltet sich die Sache im Winter. Schon Mitte Oktober wirbeln die Schneeflöden auf den Päßhöhen, und nicht lange währt es, so hat sich der Schnee meterhoch gehäuft. Die Räderfuhrwerke vermögen nicht mehr durch-zukommen, sie werden durch Schlitten ersetzt. Auf dem unteren Teile der Straße verfährt allerdings die große Postkutsche wie gewöhnlich den Dienst, mit einer mäßigen Schneelage wird sie schon fertig; gelangt man aber an die Stelle, wo der tiefe, feste, zusammenhängende Schnee beginnt, so macht der Postwagen halt vor einer Reihe kleiner zweifelhiger Schlitten, die unge-führt neben der Straße stehen. Die Postpferde, sechs an der Zahl werden ausgespannt, die Schlitten ausgerichtet; vor jeden wird je ein Pferd gespannt. Die Gepäckstücke und Briefschaften werden umgeladen, worauf der Postwagen an die Stelle der Schlitten neben der Straße gerückt wird. Dort bleibt er stehen. Die Reisenden steigen zu je zwei in die Schlitten und ziehen die dicke Büffeldecke, die sie vorfinden, über Hüfte und Unterkörper. Dann geht es fort. Wieder klingen die Schellen am Geschirr des Pferdes. Weiter dünkt ihr Getöse den Reisenden, wenn das Wetter schön und nicht zu kalt ist, wenn die Alpenwelt ihre erhabenen Wälder in greisbarer Deutlichkeit enthüllt. Wenn aber Schneesturm oder Nebel den Postzug überfällt, dann ist es mit aller Lust vorbei; der Körper der Reisenden leidet unter den Angriffen des Wetters, und der Geist unter der Vorstellung von Gefahren, die wirklich nur zu nahe lauern. Als eine Erlösung wird dann der Augenblick begrüßt, in dem man jenseits des Passes einen Postwagen erreicht, der nun wieder gegen die Schlitten eingetauscht wird.